

## «Ich entschied, den beiden Kronprinzen Konkurrenz zu machen»

Das Gerechtigkeitsgefühl wurde **Judith Stamm** in die Wiege gelegt. Beherzt, gradlinig und manchmal auch unbequem, engagierte sich die promovierte Juristin als eine der ersten Frauen im Luzerner Kantonsparlament und später im Nationalrat. Im Interview erzählt die ehemalige EKF-Präsidentin, warum sie für den Bundesrat kandidierte und wie sie mit politischen Gegnern umging.

Interview: Isabel Knobel

### Woher kommt Ihre Motivation, sich zu engagieren?

Ich wollte mich schon immer einmischen und mitgestalten. Mir war auch immer wichtig, dass alle dazugehören und niemand abseitssteht. Diese Eigenschaften wurden mir von zu Hause mitgegeben. Ich wurde 1934 geboren und bin im Zürcher Stadtteil Wipkingen aufgewachsen. Als die Luftschutzsoldaten während des zweiten Weltkriegs in unserer Strasse probten, schickte mich meine Mutter in den Konsum, damit wir sie mit Süssmost verköstigen konnten. Oder wenn sie von Verwandten Zwetschgen geschenkt bekam, fragte sie das ganze Haus, wer Zwetschgen wolle. Mir wurde das in die Wiege gelegt.

### Sie sind also sehr grosszügig und fürsorglich?

Nicht unbedingt fürsorglich. Ich bin ein kämpferischer Typ. Als Kind hörte ich die Radiosendung «Die Stunde für die Frau». Da schrieben Frauen Briefe und erzählten, was sie in ihrem Alltag erlebten. Einmal hatte eine Bäuerin 2000 Franken geerbt, das war sehr viel Geld. Ihr Mann hatte es dem Briefträger abgenommen und für sie unterschrieben, was er auch durfte. Doch dann verprasste er das ganze Geld. Solche Geschichten haben mich empört. Ich dachte schon damals, dass man da Abhilfe schaffen muss. Heute versuche ich jungen Frauen zu erklären: Abhilfe schaffen, das ist Politik. Es gibt so viele andere Interessen, in denen man sich verlieren kann. Aber wenn man an den Regeln des Zusammenlebens etwas ändern will, dann läuft das über die Politik.



Judith Stamm

«Wenn man die Regeln des Zusammenlebens ändern will, dann läuft das über die Politik.»

«Politik ist hart.  
Ich hatte das  
nicht in dieser  
Vehemenz  
erwartet.»

**Politik ist ein gutes Stichwort. Sie wurden 1971 als eine der ersten Frauen für die CVP in den Luzerner Kantonsrat (damals noch: Grosser Rat) gewählt. Wie kam es dazu?**

Ich wurde zum grossen Erstaunen meiner Umgebung gewählt. Eigentlich war schon damals vielen klar, dass ich nicht konform bin. Aber ich hatte in meiner Funktion als erste Polizeiassistentin bei der Luzerner Kriminalpolizei eine gewisse Bekanntheit erlangt. Weil das eine ganz neue Arbeit für Frauen war, luden mich viele Frauenvereine für Vorträge ein. Hie und da erschien darüber ein Zeitungsbericht. Nach der Wahl sagte einmal ein Herr zu mir, man habe meinen Namen gekannt. Allerdings gehörte ich nicht zu jenen, die an politischen Veranstaltungen auftraten. Ich kam erst 1960 nach Luzern und war damit beschäftigt, meinen Job aufzubauen. 1971 war ich eine der ersten «Profiteurinnen» des neuen Stimm- und Wahlrechts für Frauen. Als ich für eine Kandidatur für den Grossen Rat angefragt wurde, wies ich auf die anderen Frauen hin, die regelmässig auf den Podien waren: Die müsst ihr fragen, sagte ich, ihnen gehört das Amt. Das sahen die Männer in der Partei anders. Sie behaupteten, das Volk wolle keine Emanzen, sondern unbeschriebene Blätter. Erst wurde ich wütend und dachte, ich mache es nicht. Dann entschied ich, trotzdem zu kandidieren. Die Aussicht, an der Gesetzgebung mitwirken zu können, gefiel mir als Juristin sehr.

**Ihre politische Karriere ging steil bergauf, 1983 kandidierten Sie für den Nationalrat.**

Im Wahlkampf wurde ich bis aufs Blut bekämpft. Ich sass schon länger in einer nationalen Expertenkommission für Strafrechtsrevision. Dort behandelten wir den Schwangerschaftsabbruch. Die Kommission schlug dem Bundesrat die Einführung einer Fristenlösung vor. Dahinter stand ich. Doch das passte nicht mit den Überzeugungen meiner Partei zusammen. Eine CVP-Frau aus der Innerschweiz, die eine solche Meinung vertritt, gab zu reden. Tatsächlich konnte ich während des gesamten Wahlkampfs über nichts anderes sprechen. Ich hatte das Gefühl, in jedem Dorf war mindestens jemand dabei, der den Auftrag hatte, mich dazu zu befragen.

**Wie geht man mit solchem Gegenwind um?**

Politik ist hart. Ich hatte das nicht in dieser Vehemenz erwartet. Aber wir hatten in Luzern ein sehr gutes Frauennetz, auch überparteilich. Meine beste Freundin schlug mich an der Delegiertenversammlung als Nationalratskandidatin vor. Sie sagte zu mir: Politisch bin ich nicht immer deiner Meinung, aber das hat nichts mit unserer Freundschaft zu tun. Wir hatten das Netzwerk 1979 zur Unterstützung des Wahlkampfs von Josi Meier lanciert – einer der ersten elf Frauen im Nationalrat. Es hatte Bestand und gab auch mir einen sicheren Rückhalt. Wichtig waren die kleinen Akte der Solidarität: Eine Kandidatin musste nie alleine an eine Wahlkampfveranstaltung, sie wurde begleitet. Sie musste auch nicht selber fahren, sonst hätte sie hinterher kein Glas Wein trinken können.

**Sie schafften 1983 den Sprung in den Nationalrat und vertraten die Luzerner CVP bis 1999 in Bundesbern. Welche Erinnerungen haben Sie an diese Zeit?**

Der Wahlkampf ging gut aus. Zwar wurde ich an fünfter Position nur knapp gewählt. Doch bei den Wiederwahlen schnitt ich interessanterweise immer am besten ab. Ich kam ja aus Zürich, hatte die liberale Töchterschule besucht und wuchs in einem gemischten Milieu auf. Meine Mutter war katholisch, mein Vater reformiert. All das führte dazu, dass ich ein bisschen andere Ideen hatte als der Kern meiner Partei. Einmal sagte jemand: Wir sind alle aus der gleichen Familie und reden alle gleich. Nur Judith Stamm sagt manchmal etwas anderes. Thematisch hat mich die Arbeit im Nationalrat stärker fasziniert als im Grossen Rat. Auf Kantonsebene ging es oft um Bauten, Verkehr, manchmal noch um Bildung. Dort konnte man nicht allzu viel verändern. Die nationale Politik sprach mich mehr an, mit all ihren familien- und strafrechtlichen Fragestellungen.

**Sie waren 1996/97 für ein Jahr die höchste Schweizerin. Wie war das?**

Das Nationalratspräsidium ist eine interessante Sache. Aber heute muss ich realistisch sagen, dass das Ansehen höher ist als die Wirkungsmacht. Es geht vor allem darum, dass sich eine Region repräsentiert fühlt. Ich konnte aber ein paar ganz praktische Dinge bewirken, zum Beispiel einen Raum nur für Parlamentarierinnen. Im Bundeshaus ist einem nicht wohl, man ist ständig unter Leuten. Wer den Saal verlässt, stolpert direkt einer Journalistin, einem Journalisten oder einer Besuchergruppe vor die Füsse. Ich weiss nicht, wie es heute ist, aber früher gab es kaum Rückzugsorte. Da wurde zufällig ein Pikettzimmer des Verteidigungsdepartements frei, das wir übernehmen konnten. Es gab darin eine Couch, ein WC und sogar eine kleine Küche. Das war wunderbar.

**1986 kandidierten Sie für den Bundesrat. Wie kam es dazu?**

Am Anfang stand ein Wutanfall. Ich habe nicht begriffen, warum keine Frau als Nachfolgerin der beiden abtretenden CVP-Bundesräte in Betracht gezogen wurde. Die Sozialdemokratische Partei hatte Lilian Uchtenhagen nominiert, die Freisinnigen wählten Elisabeth Kopp zu ihrer Bundesrätin. Aber in unserer Fraktion waren mit Flavio Cotti und Arnold Koller zwei Männer gesetzt – schon seit 1291, wie ich jeweils sage. Es stand ausser Frage, dass sie gewählt würden. Ich entschied, den beiden Kronprinzen Konkurrenz zu machen und kandidierte ebenfalls. Ich ziehe es durch bis in die Bundesversammlung – sie ist mein Wahlorgan, sagte ich meiner Fraktion.

**Ihre Kandidatur löste parteiintern einen Eklat aus?**

Natürlich, das war eine Insubordination, ein Ungehorsam. Ein Fraktionsmitglied sagte mir, er habe gedacht, das decke das Dach des Bundeshauses ab. Doch beim Fraktionschef stiess ich auf Verständnis, genauso wie bei den Kandidaten selbst. Keiner der beiden hat mir die Kandidatur je nachgetragen. Herr Cotti sagte einmal zu den CVP-Frauen, er begreife, dass sie die Frauen unterstützten. Auch von aussen erhielt ich viel Zuspruch. Ein Kollege hatte mir prophezeit, ich würde marginalisiert werden und meine Wiederwahl in den Nationalrat verpassen. Doch das Gegenteil war der Fall. Die Bundesratskandidatur brachte mir Respekt ein. Und sie machte vielen Frauen Mut. Alles in allem war es eine gute Sache.

**Sie taten noch viel mehr für die Frauen. 1986 reichten Sie im Nationalrat eine Motion zur Schaffung einer Bundesstelle zur Durchsetzung des Verfassungsartikels «Gleiche Rechte für Mann und Frau» ein. Die Einsetzung des Eidg. Büros für**

«Wir hätten schreiben sollen: «Machen Sie Platz, Monsieur!»»

**die Gleichstellung von Frau und Mann  
EBG zwei Jahre später ist damit auch Ihr  
Verdienst. Von 1989 bis 1996 waren Sie  
Präsidentin der Eidg. Kommission für  
Frauenfragen EKF..**

Das war eine tolle Zeit. Ich hatte gute Leute um mich. Meine Vorgängerinnen bei der EKF, Emilie Lieberherr und Lili Nabholz, hatten schon viele Prozesse angestossen. Besonders in Erinnerung blieb mir der Bericht «Nehmen Sie Platz, Madame», der 1990 publiziert wurde und auf grosse Resonanz stiess. Die Subkommission, die das Papier ausgearbeitet hatte, entschuldigte sich für den Titel. Man war sich nicht sicher, ob er zu gewagt war. Ich weiss noch, ich musste laut lachen, ich fand das gut so. Eigentlich hätten wir schreiben sollen: «Machen Sie Platz, Monsieur!» Aber das haben wir uns dann doch nicht getraut.

**Politikerinnen sind mit zusätzlichen Hürden konfrontiert. Diskriminierung, Sexismus und Geschlechterstereotype sind nur einige Stichworte...**

Ich bin nicht mit der entsprechenden Sensibilität aufgewachsen. Ich hatte nie das Gefühl, ich mache oder unterlasse etwas, weil ich eine Frau bin. Ich war einfach Judith Stamm. Wenn ich ein Ziel nicht erreichte, schrieb ich das nie dem Frausein zu. Obwohl ich auch einmal eine Diskriminierung erlebte. Nach dem Studium absolvierte ich ein Praktikum am Bezirksgericht. Ich wäre gerne Gerichtsschreiberin geworden, aber mir fehlten die politischen Rechte. Ich konnte weder stimmen noch wählen und somit auch nicht gewählt werden. In jenem Moment hat mich das zwar gestört, aber ich hätte nie gedacht: Das ist typisch, weil ich eine Frau bin. Damals sprach niemand von Frauendiskriminierung. Natürlich hatten wir in unserem Frauennetzwerk bereits seit 1971 viel politische Bildung betrieben. Aber ein klares Bewusstsein für die Rechte der

Frauen war nicht vorhanden. Ich glaube, so richtig sensibilisiert wurde ich erst durch die Eidgenössische Frauenkommission.

**Was muss heute noch getan werden, damit «Monsieur» Platz macht?**

Ich möchte eine andere Frage in den Raum stellen: Warum spricht man heute immer noch von Gleichstellung? Warum steht nicht die Gleichwertigkeit im Zentrum? Aus meiner Sicht könnte dieser Pfad einiges erleichtern, wenn man endlich sagen würde: Es gibt verschiedene Manifestationen des Menschseins, und alle sind gleich viel wert, was auch immer sie tun – egal ob Berufskarriere, Familiengründung oder die Pflege von Angehörigen. Das ist heute noch nicht ausdiskutiert.

**Was empfehlen Sie jungen Frauen, die in die Politik möchten?**

Geht an alle Veranstaltungen, an denen diskutiert wird. Ob euch das Thema interessiert oder nicht: Meldet euch zu Wort und stellt eine Frage. So hat das Publikum schon mal gehört, wie ihr heisst und dass ihr eine intelligente Frage gestellt habt. Bekanntheit ist der Schlüssel zum Erfolg. Damit verbunden ist das Netzwerk. Ohne Verbündete geht es nicht. Das Wichtigste aber ist, Freude zu haben an der Auseinandersetzung mit den Aufgaben des Gemeinwesens und des Zusammenlebens. Manche erwarten, dass sich alles zu ihren Gunsten verändert. Aber von alleine passiert nichts. Man muss sich einmischen und für sich kämpfen. Oder wie Emilie Lieberherr, die erste Präsidentin der Eidgenössischen Frauenkommission, schon sagte: Wir stehen hier nicht als Bittende, sondern als Fordernde.

.....  
**Isabel Knobel** ist Politologin, arbeitet als Projektleiterin in der politischen Beratung und schreibt regelmässig für «Frauenfragen».

«So richtig sensibilisiert wurde ich erst durch die Frauenkommission.»